

Ralf Bürzele

*Predigt zu Hebräer 13, 12-14 -- 5. d.Pass., 17.3.02*

Liebe Gemeinde!

In der Schriftlesung haben wir gehört, wie Menschen von Jesus in seine Nachfolge gerufen wurden, und wie diese Menschen auf diesen Ruf reagiert haben. Auch in unserem heutigen Predigttext geht es darum, wie Menschen die Nachfolge Jesu verstanden haben. Wir hören aus dem letzten Kapitel des Hebräerbriefes:

„Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So laßt uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Liebe Gemeinde,

wir haben hier keine bleibende Stadt - was soll das bedeuten? Heutzutage spielt sich unser Leben so selbstverständlich und fast ununterbrochen innerhalb einer Stadt ab. Ja, manchmal sind wir gerade zu froh, wenn wir sonntags nach dem Gottesdienst mit unseren Lieben die Stadt verlassen und die Sonne im Grün außerhalb der Stadt genießen können. Doch sehr bald drängen wir dann auch wieder in die Stadt zurück - vielleicht haben wir noch Kaffee und Kuchen als Picknick mitgenommen, aber spätestens, wenn die Sonne untergeht und es wieder kühler wird, kehren wir zum Abendessen zurück in unsere Häuser in der Stadt. Dort finden wir auch die Läden und Geschäfte, in denen wir unseren

Bedarf an Lebensmitteln, Kleidern und anderen Dingen decken. Draußen vor der Stadt - da finden wir all dies nur schwerlich.

Für die Menschen in der Zeit des Hebräerbriefes war die Bedeutung ihrer Stadt noch viel deutlicher und spürbarer: Um sie herum verlief die Stadtmauer. Innerhalb der Stadt war man vor Räuberbanden und wilden Tieren sicher. Außerdem herrschte in der Stadt in der Regel Recht und Ordnung.

Draußen, vor den Toren der Stadt, da waren die Friedhöfe, der Ort der Toten. Die Aussätzigen und andere Ausgestoßene mußten außerhalb der Stadtmauern und ohne ihren Schutz bleiben. Daher war es wichtig, eine Stadt zu haben, zu der man gehört, ihr Stadtrecht zu besitzen, ein ordentlicher Bürger zu sein. Als Fremder ohne Stadtrecht mußte man damit rechnen, benachteiligt zu sein, oder gar der Stadt verwiesen zu werden.

Doch wieso redet der Hebräerbrief nun davon, daß wir keine bleibende Stadt haben? Wie alle wohnen doch in einer Stadt und sind rechtmäßige Bürger. Christsein und Stadtbürger-sein widerspricht sich doch nicht! Die Antwort auf dieses Rätsel finden wir, wenn wir schauen, was hier über Jesus gesagt ist: Auch er mußte vor die Tore der Stadt, dort wurde er am Kreuz hingerichtet. Und zwar für uns! Und dort, außerhalb der Stadt, ist er auch am dritten Tage auferstanden. Für uns! Durch seinen Tod und seine Auferstehung werden wir geheiligt, und erwerben so das Bürgerrecht in einer ganz anderen Stadt, nämlich der Stadt Gottes! Jetzt können wir auch klar erkennen, was uns unsere Stadt hier nicht bieten kann: In der Stadt mag unser leibliches Wohlergehen einigermaßen gesichert sein. Aber ob unser Leben gelingt und ob wir getrost dem Sterben entgegen sehen können - all dies kann uns keine Stadt dieser Welt garantieren!

Dagegen haben wir durch das Opfer Jesu eine ewige Heimatstadt bekommen, die auch den Tod überdauert. So, wie Jesus selbst schon auferstanden ist, werden auch wir am Ende der Zeiten auferweckt und mit ihm in der Stadt Gottes wohnen.

Unser Lebensweg durch die Städte dieser Welt gleicht einer Wanderung: Zwei Wanderer gehen nebeneinander auf einer Straße. Der eine ist heimatlos und weiß nicht, wohin sein nächster Schritt ihn führt. Essen und Trinken kann er nicht teilen, weil er nicht weiß, wann er wieder etwas bekommt. An jeder Weggabelung zweifelt er lange, welcher Weg denn der richtige ist - und eigentlich ist es auch egal, denn er hat sowieso kein klares Ziel. Und in der nächsten Stadt? Wird er dort freundliche Aufnahme finden? Oder nur ein weiteres Mal Ablehnung und Feindseligkeit? Dieser Wanderer ist verzweifelt und müde - wie lange soll er sich noch vorantreiben? Und wohin wird sein Weg führen? Der andere Wanderer dagegen ist frohen Mutes. Er kennt sein Ziel und weiß, daß er dort zuhause ist, und daß er dort schon freudig erwartet wird. Deswegen macht es ihm auch nichts aus, wenn der Weg mal steinig ist, oder auch steil bergauf geht - er weiß, das er sein Ziel erreichen wird. Es stört ihn auch nicht, wenn er auf seinem Weg in eine unfreundliche Stadt kommt - er kann getrost weiterziehen, weil er weiß, daß er bald in seine Heimatstadt kommt.

So dürfen auch wir frohgemut uns auf den Weg in die nächste Woche machen, denn unser Ziel und unsere Heimat ist die Stadt im Reiche Gottes.

Doch dieses Bürgerrecht in der Stadt Gottes, in seinem Reich, ist nicht nur etwas zukünftiges. Auch wenn es noch ein mehr oder weniger langer Lebensweg sein kann, bis wir letztlich die Stadt Gottes erreichen werden - als Bürger seines Reiches dürfen wir schon merken, wie dieses

Reich wie ein Senfkorn wächst: Denn schon hier und jetzt heiligt Jesus uns als sein Volk - und er will unser Leben heil machen. Dort, wo wir versagt haben, wo wir unsere Mitmenschen verletzt haben, und nicht getan haben, was gut und richtig gewesen wäre, dort schenkt uns seine Vergebung die Kraft und die Möglichkeit, neu anzufangen und unser Leben zu heilen.

Und weil wir von dieser zukünftigen Stadt Gottes wissen, müssen wir uns auch von der Stadt, in der wir jetzt wohnen, von dieser Welt, nicht alles erhoffen: Wir können damit leben, daß hier so manches schief läuft, weil wir vertrauen, daß Gott in seiner zukünftigen Stadt alle Dinge zu ihrem rechten Ende bringen wird.

So manches Mal wurde diese Unterscheidung zwischen dem Reich Gottes mit seiner zukünftigen Stadt und dieser Welt mit ihren verschiedenen Städten mißverstanden und es hieß: Laßt alles stehen und liegen - und geht hinaus aus dieser Stadt, aus dieser Welt! Hinaus aus dieser Welt, denn sie ist böse - ein einfaches Rezept für die Probleme dieser Welt: Die Welt wird an sich selbst ersticken, und nur die, die sich von ihr absondern, werden bleiben. Läßt so ein Ruf nicht sofort alle Alarmglocken in unseren Ohren ringen? Hat so ein Aufruf nicht einen negativen Beigeschmack? Uns fallen sofort viele Beispiele aus der Geschichte ein, in denen Menschen den Sündenpfuhl dieser Welt verlassen und sich in kleinen Gruppen ganz von ihr abgesondert haben. Sekten, Hippies, Aussteiger - in allen Variationen gibt es diese Auswanderung aus dieser Welt. Und auch unter uns Christen gab und gibt es immer wieder die Hoffnung, wenn wir diese böse Welt fliehen, dann erst können wir Christus ernsthaft nachfolgen. Ja, vielleicht müssen wir uns sogar erst noch von manchen Mitchristen verabschieden, die sich scheinbar zu sehr mit dieser Welt einlassen?

Nein, diese Sicht der Dinge ist falsch. Denn wir sollen und können vor allem dieser Welt gar nicht entfliehen: Weder können wir die Stadt Gottes selbst aufbauen und so Gottes Handeln vorausgreifen, noch können wir selbst aus unserer eigenen Haut. Unser eigener Leib ist und bleibt Teil dieser Welt - auch, wenn wir bereits Bürger des Reiches Gottes sein dürfen. Tagtäglich erfahren wir an uns selbst, wie unheilig wir oft sind, und wie wenig wir so leben, wie es eigentlich dem Bürgerrecht im Reich Gottes angemessen ist. Tagtäglich erleben wir erneut, daß wir auf Gottes Vergebung angewiesen sind. Wer hier glaubt, er könne durch Weltflucht ein wenig heiliger werden, der täuscht sich selbst!

Daher müssen wir unserem Predigttext genau zuhören: Wenn es hier heißt, wir sollen hinausgehen aus dem Lager, aus der Stadt, so meint dies, wir sollen darin Jesus nachfolgen. Jesus selbst aber ist nun gewiß nicht aus der Welt geflohen, sondern sein Weg aus der Stadt ist sein Weg in seine Passion. Wenn wir jetzt, in der Passionszeit, uns an Jesu Weg ans Kreuz gedenken, sehen wir: Auf diesem Weg hat Jesus Kranke geheilt, Verzweifelten Hoffnung gegeben und Sündern die Vergebung Gottes zugesprochen. Auf diesem Weg hat Jesus uns Menschen immer und immer wieder die Liebe Gottes verkündet. Immer wieder ist er auch zu denen gegangen, die draußen vor dem Tor waren: Die Aussätzigen und Ausgestoßenen.

Doch immer wieder und wieder haben die Menschen diese Liebe Gottes abgelehnt, Gottes Sohn verspottet, ihm mißtraut und ihn gehaßt. Jedoch Gott hat auf diese Ablehnung und diesen Haß nicht so reagiert, wie wir Menschen dies getan hätten - er hat weder Pech noch Schwefel auf die Stadt regnen lassen, sondern Jesus hat diese Ablehnung, diesen Haß bis

zum Tode ertragen und schließlich hat seine Liebe sie durch seine Auferstehung überwunden.

Was bedeutet das für uns und unseren Weg durch die Stadt, in der wir wohnen? Die sozialen Brennpunkten liegen heute mitten in unserer Stadt: In Bahnhofsanlagen tummeln sich Obdachlose und Landstreicher, die sich mit billigem Fusel über ihre Probleme und ihre Hoffnungslosigkeit wegtrösten. In den Asylantenheimen fragen sich Menschen, wo sie wohl eine neue Heimat finden, fühlen sich fremd und oft allein. Allerdings ist nicht nur an so offensichtlichen Orten Gottes Liebe nötig. Viel zu oft geht es doch auch an unseren Arbeitsplätzen lieblos zu, selbst in unseren Familien und unter unseren Freunden ist viel zu oft Zank und Streit. Und mancher, der in unserer nächsten Nähe unsere Hilfe braucht, wird von uns einfach übersehen. Wir müssen uns daher jeden Tag aufs neue die Augen öffnen lassen und uns an Jesus ein Beispiel nehmen, damit wir erkennen, wo ein aufmunterndes Wort, eine zupackende Hand gebraucht wird.

Was heißt das heute, wenn wir im Hebräerbrief lesen, wir sollen Jesu Schmach tragen? Zu der Zeit, als der Brief geschrieben wurde, war das klar: Zwischen Juden und Christen herrschte nicht gerade ein herzliches Verhältnis. Wegen des - für Juden unerträglichen - Glaubens an den gekreuzigten Gottessohn konnten die Christen nicht mehr in der Synagoge bleiben. Für Römern und Griechen war der Glaube an den Gekreuzigten schlichtweg eine Torheit, eine Narretei. Bestenfalls ernteten die Christen von ihnen Spott und Hohn - schlimmstenfalls konnte dies in Nachstellung und Verfolgung umschlagen.

Zum Glück müssen wir in unseren Städten heutzutage keine Verfolgung oder Nachstellung wegen unseres Glaubens befürchten. Aber Spott und Unverständnis - das mag uns schon öfter begegnen. Der Glaube ist zur

reinen Privatsache geworden, und es schickt sich nicht, vor anderen von ihm zu reden. Im Gespräch mit Leuten habe ich allerdings oft gemerkt, daß sie Religion und Glauben bewegen und sie darüber nachdenken. Ich als Theologe komme natürlich öfter in die Lage, über meinen Glauben zu reden, denn spätestens, wenn ich auf die Frage nach meinem Beruf antworte, wirft dies sofort die Frage nach dem Glaube auf. Oftmals stelle ich dann auch fest, daß meine Gesprächspartnerin oder mein Gesprächspartner von vielen Fragen zum Glaube oder zur Religion umgetrieben wird. Doch leider scheint der Glaube an Gott, sein Kreuzestod für uns, und seine zukünftige, ewige Stadt nicht attraktiv zu sein - viele Menschen stückeln sich ihren Glauben aus allem möglichen zusammen, was ihnen gefällt, was aber oft nicht zusammenpaßt, und von dem sie letztlich auch nicht überzeugt sind, daß dieses Glaubenssammelsurium sie wirklich tragen kann.

Damit allerdings unser Gegenüber wirklich erfahren und erleben kann, daß unser Glaube auch wirklich tragfähig ist, müssen wir ihn an unserem Leben teilhaben lassen und an seinem Leben teilnehmen. Genauso wie Jesus andere Menschen an sich heranließ, so dürfen auch wir nicht neben unseren Mitmenschen nebenher leben, sondern müssen mit ihnen leben und müssen ein Stück gemeinsam auf dem Lebensweg gehen. Da sind es dann auch weniger die großen Reden, die überzeugen, sondern die Art und Weise, wie wir handeln, und auch die unbeholfene Weise, wie wir über unseren Glauben reden.

Ich wünsche uns, daß die Hoffnung auf die zukünftige Stadt Gottes wirklich unseren Alltag durchdringt und spürbar für diejenigen wird, die uns auf unseren Wegen gehen. Und vielleicht ermutigt uns diese

Hoffnung auch, neue Wege auszuprobieren, um Gottes Liebe zu verkündigen und vor allem auch zu tun!

Amen.

Lied „Vertraut den neuen Wegen“, EG 395, 1-3.